

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 236.

Samstag, 9. Oktober.

1910.

(10. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Eßter.

„Ach, so muß ich auch wohl gnädiges Fräulein sagen?“ fragte er traurig.

„Nein, nein — Horst — wir wollen doch gute Freunde bleiben!“ Und sie schob ihre Hand unter seinen Arm und zog ihn mit fort zu der festlich geschmückten Tafel.

Das war ein fröhliches Stimmengewirr, das erst ernstem, feierlichem Schweigen Platz machte, als sich der Generalkonsul erhob, um das Hoch auf Seine Majestät den deutschen Kaiser auszubringen. Stehend hörten alle die Worte an und weihewoll klang dann das Lied durch den festlichen Raum:

Sei Dir im Siegertranz!
Herrlicher des Vaterlands,
Sei Kaiser Dir . . .

Eine Pause feierlicher Stille — jeder empfand die Weihe dieses Augenblicks, wo die Gedanken zum alten Vaterlande wanderten und man des Fürsten gedachte, unter dessen weisheitsvoller Regierung der deutsche Handel emporgeblüht, geschützt durch die deutsche Flotte, die er geschaffen.

Der Präsident des Klubs gedachte in herzlichen Worten des deutschen Vaterlandes, Kapitän Sander toastete auf das Wachsen, Blühen und Gedeihen der deutschen Kolonie in Schanghai, und Professor Ewald brachte in sinnigen Worten ein Hoch auf die deutschen Frauen aus.

Die perlenden Sektgläser klangen fröhlich aneinander, und mancher geheime Händedruck, manch heimlicher Blick wurde da gewechselt.

„Werden Sie nun längere Zeit hierbleiben?“ fragte Rätke im Laufe des Gesprächs.

„Wir sollen zwischen hier und Tsingtau kreuzen“, entgegnete Horst. „Aber wir werden stets nach Schanghai zurückkehren, und so werde ich Sie noch öfter sehen, Fräulein Rätke. Sie erlauben mir doch, daß ich Sie und Ihren Bruder in Ihrer Villa besuche?“

„Aber das ist doch selbstverständlich, Horst.“

„Vielleicht bleiben wir auch längere Zeit hier stationiert“, fuhr Horst fort. „Es sollen im Innern Chinas Unruhen ausgebrochen sein, die möglicherweise ihre Wellen her nach der Küste zu ausbreiten. Die alten Mandschu sind mit der neuemodischen Regierung des Präsidenten Juanshikai gar nicht einverstanden, und möglich ist es schon, daß sich dieser oder jener alte Mandschu-General empört. Da heißt es dann aufpassen, daß unseren deutschen Handelsniederlassungen und den Missionen nichts passiert.“

„Gottseilich kommt es nicht zu Blutvergießen, Horst. Hier ist ja alles ruhig und selbst in der Chinesenstadt rührt sich nichts.“

„Ja, aber bei diesen hinterlistigen, gelben Burschen kann man nicht wissen, was sie im Schilde führen. Doch heute wollen wir uns darüber keine Sorge machen! Die schöne, glückliche Gegenwart wollen wir genießen und auf eine schöne, glückliche Zukunft anstoßen!“

Die Champagnergläser klangen fröhlich zusammen.

„Wissen Sie Rätke“, fuhr Horst nach einer Weile ernster fort, „daß ich Ihnen viel, sehr viel abzubitten habe?“

„Mir? — Was hätten Sie mir Böses getan?“

„Oh, erinnern Sie sich noch unserer letzten Fahrt in den Wald — kurz vor meiner Abreise?“

„Ja . . .“ erwiderte Rätke unter leichtem Erröten.

„Sie sprachen da recht törichte Worte, Horst . . .“

„Die ich aber gewiß nicht bereue. Ach, Rätke, damals war ich sehr schlecht, sehr ungerecht gegen Sie. Sie wollten meine Worte nicht hören, und als der Neuhofer dazukam . . .“

„Oh, bitte, sprechen Sie nicht davon!“

„Ich hatte wohl bemerkt, wie Herr von Reithardt Sie mit leidenschaftlichen Augen verfolgte — ich sah auch, wie Sie mit ihm tanzten — ach, Rätke, ich glaubte, Sie liebten ihn . . .“

„Oh, Horst — wie können Sie denken . . .“

„Ja, deshalb war ich die letzten Tage so häßlich gegen Sie. Können Sie mir das verzeihen?“

„Ich denke gar nicht mehr daran, Horst. Und wissen Sie denn nicht . . .“

„Ja, ich weiß. Reithardt hat sich in merkwürdiger Weise benommen. Seit Wera mir das geschrieben, bin ich erst wieder leicht und froh geworden. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, Sie vielleicht bei meiner Rückkehr als die Frau eines anderen Mannes begrüßen zu müssen.“

„Sie dürfen solche Worte nicht sprechen, Horst“, sagte Rätke ernst und traurig.

„Weshalb nicht? Sie wissen doch, daß ich Sie lieb habe . . .“

„Horst, Horst! Um des Himmels Willen, sprechen Sie nicht so, wenn Ihnen an unserer Freundschaft etwas liegt. Ich darf solche Worte von Ihnen nicht hören, und doch wünsche ich von Herzen, Sie als Freund zu behalten.“

„Sie sind wunderbar, Rätke. Wieso könnten meine Worte Sie verletzen?“

„Sie verletzen mich nicht, sie machen mich nur traurig, weil . . .“

„Nun, weil? — Vollenden Sie, Rätke! Weil Sie mich nicht lieb haben können?“

„Quälen Sie mich doch nicht so, Horst. Sie sagten ja selbst, wir wollten die schöne, glückliche Gegenwart genießen, weshalb uns mit traurigen Gedanken diesen Genuß verkümmern? Erzählen Sie mir lieber von Ihren Abenteuern auf den Südsee-Inseln.“

„Sie haben recht — verzeihen Sie mir! Wir wollen uns die kurzen Stunden unseres Zusammenseins nicht durch Zukunftsorgen trüben. Jetzt bin ich glücklich, daß ich an Ihrer Seite weilen darf — die Zukunft wollen wir den gütigen Göttern anheimstellen. Das ist ja auch Seemannsbrauch!“

Seine Stimme, die an ernster Männlichkeit gewonnen hatte, drang ihr tief ins Herz. Seine Augen blickten so lieb und treu — oh, wie ganz anders war er,

als jener stolze, hochmüthige Mann, der um sie geworben, der geglaubt hatte, ein Wort von ihm genüge, um sie zu erringen. Mit innigem, dankbarem Lächeln blickte sie zu Horst auf, und als der Tanz wieder begann, schmiegte sie sich hingebend in seine Arme und fühlte sich wohl und glücklich. Die Zukunftssorgen fielen von ihr ab, nur der schönen Gegenwart lebte sie. So ging das Fest zu Ende, das kein Mißton mehr störte.

Als Käthe auf ihrem Zimmer angekommen war, vermochte sie noch nicht zu schlafen. Sie vertauschte ihre festlichen Gewänder mit einem leichten Hauskleide und lehnte sich in das geöffnete Fenster, in das die weiche Luft der lauen, subtropischen Nacht hineinwehte. Wie schön war die Welt und wie voll von Glück das Leben!

An dem Garten der Villa lief die Hauptstraße vorüber; das Licht der Laternen schimmerte durch die Büsche, ab und an rollte ein Wagen vorüber, den fadeltragende Diener begleiteten. Wie große Glückswürmchen huschten sie lautlos vorüber und verschwanden in der Dunkelheit der Nacht.

Und welch balsamische Düfte hauchte der Garten drunten aus! Die Rosen, die Rhododendren, die Oleander und all die würzigen Büsche und Frucht-bäume. Wie im Traum schwanken und rauschen die hohen jederartigen Wipfel der Kokos- und Areka-Palmen, und träumend senkte ein großer Baringhie-Baum seine hängenden Zweige zur Erde nieder, Käthe an den lauschigen Platz unter den Zweigen einer Trauer-Eiche im Park von Radowitz erinnernd.

Und über dem Wundergarten wölbte sich der tiefdunkelblaue Nachthimmel mit den tausend und aber-tausend blinkenden Sternen, wie ein gold- und silber-gestickter, dunkelblauer Samtmantel.

Ja, die Welt war herrlich, und das Leben war schön! Weshalb sich um die Zukunft sorgen?

Und doch schwellte ein banger Seufzer die Brust der einsam Träumenden. Dachte sie daran, wie bald graue Wolken die Pracht des Sternenhimmels verhüllen würden? Wie rauhe Stürme mitleidslos die Palmen zer-zausen und die Rosen entblättern würden? Dachte sie daran, daß unter dem schweren Himmel des Nordens die Welt, das Leben eine ganz andere Gestalt annahm, daß dort Winterstürme die Blüten des Frühlings, die Hoffnung des Sommers vernichten würden?

Dachte sie daran, daß sich auch auf die Hoffnungen ihres Lebens der schwere, nordische Himmel senken würde? Sie schaute empor zu den Sternen des Südens, die ihr doch keine Antwort gaben, und in ihre Augen stahlen sich die Tränen.

8.

„Wie ist es, Meine“, fragte Fred nach einigen Tagen, „hast du Lust zu einem Ausflug in das Innere Chinas?“

„Oh gewiß, Fred“, entgegnete Käthe erfreut. „Es würde mich sehr interessieren, Land und Leute kennen zu lernen.“

„Dazu wirst du Gelegenheit genug haben“, meinte Fred lächelnd. „Ich muß einmal auf unserer Faktorei in Tschang nach dem Rechten sehen. Krause, der Leiter der Faktorei, schreibt mir, daß es nicht recht vorwärts gehen wollte. Das Geschäft stöckelt. Die Herren Chinesen sind widerhaarig geworden. Da muß man mal kräftig durchgreifen.“

„Die Marine-Offiziere erzählten von Unruhen im Innern.“

„Nag sein, daß die alten Mandschu-Rebellen sich wie-der rühren. Seit die neue Regierung ihnen die Zöpfe abgeschnitten hat, herrscht eine gewisse Erbitterung unter der Menge. Aber die richtet sich nicht gegen uns, son-dern gegen die Regierung. Wir haben nichts zu fürch-ten. Übrigens befindet sich in Tschang auch eine evangelische Missionsstation und der Missionar, Doktor Schaffer mit Frau, wird dich gewiß freundlich auf-nehmen.“

„Ich freue mich sehr auf die Reise . . .“

„So halte dich für übermorgen früh bereit. Wir fahren mit unserem Motorboot den Jangtse hinauf und du wirst viel Neues und Schönes sehen. Du ver-säumst ja jetzt hier auch nichts“, setzte er lächelnd hinzu. „S. M. S. „Grille“ ist ja nach dem Norden abgedampft und kehrt erst in einigen Wochen zurück.“

Käthe erröthete leicht.

„Das hat doch mit meiner Reise nichts zu tun“, meinte sie in einiger Verlegenheit.

„Nun, wer weiß?“ lachte Fred schmunzelnd. „Die die „Grille“ zurück ist, sind wir auch wieder hier. — Also rüste dich zur Reise. Unseren chinesischen Koch be-nehmen wir mit auf die Fahrt. Auch deine kleine in-dische Dienerin Raja kannst du mitnehmen. Im Boot ist genügend Platz . . .“ (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwältigen.

Aus meinem belgischen Tagebuch.

(Von einem Wiesbadener.)

8 . . . , 24. 4. 15.

Heute nachmittag 8 Uhr in St. R. Marm, alles aufge-essen, Richtung V., über T. Wollte ich meine Eindrücke so einzeln schildern, wie sie sich zugetragen haben, die sind furch-bar, denn wir lernen hier wieder die Rekrute des Krieges kennen mit all seinen Schrecknissen und Ausartungen. Ich fasse mich darum in kurzen Sätzen. Nicht weit von dem Orte, wo unsere Truppen durchgebrochen sind, liegen die Stellungen, wo Freund und Feind 6 Monate auf 80 bis 40 Meter gegen-über gelegen haben. Der Ort selbst ist nur noch ein großer Trümmerhaufen, dessen Steine uns als Unterstände dienen. Unaufhörliches Kanonendonnern und Maschinengewehrknattern, unaufhörlich werden verwundete Kameraden, Eng-länder, Schwarze, Indier, in Trüpp oder einzeln, als Ge-fangene vorbeigeführt. Unermüdlich kreisen unsere Fliegen in der Luft, hier und da auch ein feindlicher. Granatfeuer erhalten wir nur wenig, da 80 Geschosse erbeutet sind. Es geht voran und wir hoffen, morgen nacht mitzugreifen. Unsere Infanterie von der Armee hat Vorzügliches geleistet und es unseren blauen Jungs vergönnt, heute schon mitzugreifen. Hoffentlich machen sie ihrem Seebataillonsführer alle Ehre. An Ausbildung hat es ihnen nicht gefehlt.

8 . . . , 29. 4. 15.

Wie viel hätte ich in den letzten Tagen an gewonnenen und schauernden Eindrücken der Schlachtfelderlebnisse ein-tragen können, wenn ich nicht krank gewesen wäre. Ja krank, das Wort, das hier Fremdwort ist, und eigentlich noch be-strast werden müßte, ging noch glücklich ab, da ich den anfor-dernden Dienst noch erreichen konnte. Mir ist die am Marm-tage gemachte letzte Impfung schlecht bekommen. Am 25. er-wachte ich mit Kopfschmerzen, von denen ich hoffte, bald befreit zu sein. Die Stadt, welche ich am Tage sah, ist wirklich weiter nichts als ein Trümmerhaufen. Unmüthiger Bau-meister! sagte ich, als ich aus meinem Unterstand kam. Ge-fangene Engländer und schwarze französische Soldaten, meist verwundet, wurden vorbeigeführt. Ich frug die erstaunten Engländer aus, wie es um die Orte Steenstraete, Het Sas und Pissen steht. Keine Ahnung von dem ganzen Bild natür-lich. Das hatten sie auch wirklich nicht, denn sie waren früh um 2 Uhr eingeseht und um 11 Uhr schon gefangen genom-men worden. Es waren Kanadier. Auf meine Frage, warum sie ihr Leben auf das Spiel setzten, hörte ich meistens, „ich hatte keine Arbeit“ oder „ich war besoffen.“ Aberläusen waren auch dabei. Meistens verheiratete Männer, welche in Deutschland gearbeitet hatten und uns trotz des Hasses für Menschen hatten. Sie wissen selber nur zu gut, daß wir in Deutschland die Gefangenen meistens zu anständig behandeln. „Hunger leiden, das wären sie gewöhnt“, sagte einer, des glaubte, sie bekämen kein Brot. Arbeiten wollten sie gerne, nur nicht unnütz sterben.

Am Nachmittag, obwohl es mir nicht ganz wohl war, konnte ich mich ein paar Stunden auf dem Schlachtfeld aufhalten. Ich ging über das Feld und fand zunächst eine Munte von einem, nach den roten Hosen zu urteilen, Franzosen, dem unzählige Schwarze folgten. An der ehemaligen feindlichen Stellung angekommen, sah ich gräßliche, mir unverständliche Bilder. Nahe hinter der Verteidigungslinie umbeerdigte Leichen, welche wenigstens 8 Monate alt waren. Die Schützengräben waren flüchtig und schlecht ausgegraben, und Deckung so gut als keine vorhanden. Die Soldaten, die hier lagen, werden sich wohl gesagt haben, in vier Wochen werden wir ja sowieso abgelöst, da werden wir doch nicht für andere arbeiten. So ist es auch. Fünf tote Engländer hatte man in eine Wasserrinne geworfen und ohne Erde beigesetzt lassen. Hier stand es entsetzlich. Am Graben selbst stand es nicht minder. Allerlei Gerät, wie Ausrüstungen, Gewehre, Nachmaterial, Patronen, Zwieback usw., lag mit den Toten bunt durcheinander.

Ich war schon satt von all dem schrecklich Gesehenen, und stellte mich oben auf die Wehr, um unsere Stellung zu betrachten. Welch ein Unterschied schon von außen! Ja, deutsche Arbeit und unermüdlicher Fleiß waren hier entfaltet. Von den Stellungen in verschiedenen Abständen lagen tote deutsche Soldaten; es waren wohl Hochposten gewesen, die sich zu spät zurückgezogen hatten und nicht geholt werden konnten. Ich betrachtete mir die Deute und fand, daß einige mehr als 100 Treffer hatten, die, außer den ersten, nicht mehr geschmerzt haben mochten. Einer hatte einen Zettel anhaften mit dem Inhalt: „Alles schwindet, alles vergeht, nur dein Tod für das Vaterland nicht.“ Deutsche Pioniere waren bei der Arbeit, unsere Kameraden als die ersten einzubetten. . .

Unsere Stellung. Welche Freude, da schon hineinzuschauen! Alles noch sauber, kein übler Geruch, außer dem von draußen, wo die Toten lagen. Die schneidenden „Willen“ von bombensicheren Unterständen, wie z. B. „Villa Marburg“, „Wirtshaus an der Bahn“, „Villa Heselberg“ usw., benannt. Jede Schießscharte war mit einer Nummer, Sonnenplätzen mit Bänken, versehen, Rurplatz, „Schießt treffe“ usw. Nach rückwärts Gänge zu den Latrinen, welche 10 bis 20 Meter von der Stellung ablagen, und so noch viele schöne Einrichtungen, die ich wegen Zeitmangel nicht eintragen kann.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Zufälligkeiten! (Original.) Schützengraben, 29. 9. 18. „Liebe Frau! Ich will Dir einmal erzählen, durch welche Zufälligkeiten oder Fügungen manches Soldaten Leben gerettet wird. Gestern habe ich mit einer Abteilung eine Planierungsaufstellung ausgeführt. Da kommt Herr Hauptmann D. und besichtigt den Fortgang der Arbeiten, ungefähr 80 Meter von links kommt Herr Hauptmann E. Ersterer rief letzterem auf diese Entfernung etwas zu, und um besser hören zu können, bleibt Hauptmann E. stehen und legte die Hand hinter's Ohr. In diesem Moment fauste ein Granatsplitter kaum zwei Schritte vor Hauptmann E. in die Erde. Ich sah den Staub aufwirbeln. Durch den Lärm hatte also Hauptmann D. dem Hauptmann E. das Leben gerettet oder ihn doch mindestens vor einer schweren Verwundung bewahrt. Ich ging später hin und suchte den Splitter; derselbe hatte ein faustgroßes Loch in die Erde gerissen. Das Stück Eisen werde ich mir zum Andenken aufbewahren. —“

Unsere Feldarbeiten als Holzhandwerker. Nicht nur als Kampfmannschaften stehen unsere Soldaten im Dienste des Vaterlandes. Ihre Tätigkeit ist auch im Felde vielfacher gewerblicher Art, und es ist ebenso interessant wie gerecht, einmal die Arbeit unserer Militärhandwerker zu überblicken, die, durch die vortreffliche Organisation unserer Heeresleitung den mannigfachen Bedürfnissen des Krieges restlos angepaßt, die Erfolge unserer Truppen nicht unwesentlich unterstützt. Ganz besonders sind es die Holzhandwerker, deren Leistungen im Felde eine hervorragende Rolle spielen, und die Tätigkeit unserer Feldgrauen als Tischler, Stellmacher und Zimmerer wird, wie das nächste Heft der „Holzwelt“ ausführt, noch immer vielfach von der Allgemeinheit unterschätzt. „Man macht sich“, so führt das Blatt aus, „keine rechten Vorstellungen von den gewaltigen Mengen holzgewerblicher Arbeiten, die dort hergestellt werden müssen, wo es gilt, Offizieren und Soldaten

eine möglichst bequame Unterkunft hinter der Front zu schaffen. Die von den Kriegsschnitzplätzen in die Heimat kommenden Feldgrauen wissen nicht genug die geradezu vorbildliche Fürsorge der Heeresverwaltung in dieser Beziehung zu rühmen. Tischler, Stellmacher und Zimmerer werden überall zur Anfertigung holzgewerblicher Arbeiten herangezogen. Die Unterstände werden nach allen Regeln der Baukunst errichtet. Die Leitung der Arbeiten liegt meist in den Händen von Baugewerksmeistern, die aktiven Heeresdienst leisten. . . Stellmachereien und Tischlerzien sind jedem Heeresverband angegliedert. Freilich handelt es sich dabei nicht um Betriebe nach großstädtischen Mustern, die mit vielfältigen Spezialmaschinen und ausgeprobten Werkzeugen versehen sind. Man ist vielmehr in den meisten Fällen zu der ursprünglichen Art des Tischlerei- und Zimmerhandwerkes zurückgekehrt.“ Bei der Errichtung ihrer Werkstätten zeigen sich unsere Militärhandwerker ebenso praktisch wie erfinderisch: „Zusammengesetzte Holzeisen und Verbandsbölger stellen eine Hohlwand dar. Die nötigsten Werkzeuge werden aus der Heimat geliefert, Tausende von Bettstellen für Offizierunterstände, von Bänken, Stühlen und Tischen, von Fenstern und Türen sind in diesen mit den einfachsten Mitteln hergestellten Werkstätten hinter der Front entstanden. Die Tätigkeit der Stellmacher hinter der Front beschränkte sich bisher hauptsächlich auf die Vornahme kleinerer Reparaturen. Im Westen war der Verbrauch infolge des Stellungskampfes gering, und im Osten spielte und der Rückzug der Russen eine so große Rolle von Fußwerk aller Art in die Hände, daß sich eine Herstellung erübrigte. Vielfach hatten die im Stellmachereihandwerk geübten Feldgrauen, die hinter der Front in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt waren, dort Gelegenheit, ihre Künste bei der Wiederherstellung zerstörter Geräte und bei der Inbetriebsetzung von Pflügen und Wagen zu zeigen.“

Eine 11jährige Soldatenfreundin. Am — Februar wurde uns mitgeteilt, daß das Pionierbataillon abgelöst und nach Meh ins Quartier käme. Meine Kompanie gehörte auch zu diesem Bataillon. Wir machten uns zum Abmarsch bereit, und am anderen Morgen in der Frühe marschierten wir der nächsten Bahnhofsstation zu. Schnell brachte uns das Dampftrögel zu unserer größten Freude nach Meh. Auf dem Bahnhof angekommen, überreichten uns Damen der Stadt Vorbeergeweihe. Als Friedenspalmen konnten wir sie noch nicht ansehen, aber als Siegespalmen. Unter klingendem Spiel und den Hurraufen der Einwohner zogen wir durch die festlich geschmückte Stadt. Ob und zu schüttelte sich einer ganz auffallend, wenn ihm eine freie Laus über den Rücken froh. Schmutzig waren wir von Kopf bis zu Fuß; manche hatten noch den halben Schützengraben an den Kleidern hängen. Ein Fort wurde uns zum Quartier angewiesen. Wir machten uns einigermaßen sauber und gingen nach der Stadt. Kameraden, welche uns dort begegneten, sagten, daß wir in der Turnhalle vom roten Kreuz saubere Wäsche erhalten würden. Wir gingen hin. Unter anderem erhielt ich auch ein Paar Strümpfe, welches das Werkzeug einer innigen Freundschaft werden sollte. In diesen Strümpfen lagen nämlich eine Tafel Schokolade und eine Postkarte, deren Adresse folgendermaßen lautete: „An einen deutschen Vaterlandsverteidiger in Feins desland. Schützengraben.“ Auf der Rückseite standen folgende Zeilen:

„Des Franzmanns gedenk' ich mit Haß,
Dum macht mir das Striden so Spaß.
Euch Feldgrauen gedenk' ich so gerne.
Im Schützengraben, in der Ferne.
Wünsch' Dir immer trod'ne Füße,
Dann vergeh' ich so gern manches Süße,
Will striden Tag und Nacht,
Halte mir treue Wacht.
Schreibst Du an mich, so denk' ich an Dich.“

Deine kleine Erna Ludwig, 11 Jahre alt.

Auch der Ort war angegeben. Ich schrieb sofort der kleinen Erna, daß ihr Paketchen in meine Hand gekommen sei. Lange brauchte ich nicht auf Antwort zu warten. Von dieser Zeit an sind wir die innigsten Freunde geworden.

Der Alpenkrieg in den Tiroler Dolomiten. In den Südtiroler Dolomiten und den angrenzenden Bergmassen machen bekanntlich nicht nur die dem Generalissimus Cadorna mehr als feindlichen meteorologischen Gewalten den Italienern das Leben schwer, sondern vor allem auch die allgemessenen Hindernisse des geklüfteten Hochgebirgslandes, das eine unfreiwillige Schule für militärisches Bergtragen darstellt. Wenn aber die Italiener sich etwas mehr mit deutscher Wissenschaft beschäftigen hätten, könnten sie aus den „Schneefirn

Gesellschaft zur Förderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg" und aus der "Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" lernen, daß sie dieserhalb eigentlich auch mit den — Algen Krieg führen müßten. Cadorna hätte eine hübsche Entschuldigun mehr, wenn er anführen könnte, daß er sich nicht nur mit dem Wetter, sondern auch mit dem Myriadenheere mikroskopischer mitterender Lebewesen herumzuschlagen muß. . . In der Tat ist man der zerstörenden Tätigkeit einer Algenart auf die Spur gekommen, die den Kalkstein allmählich gürmüht, seine Perforation vorbereitet und fördert und von noch nicht übersehbarer Bedeutung für die Gestaltung der Gebirgsformationen ist, wo, wie so oft im Haushalt der Natur, die jahraufendelang gehäufte Arbeit des Kleinsten Wunder der Wirkung hervorbringt. Der Berliner Professor A. Diels hat diese hochinteressanten Alpenforschungen angeregt, und A. Andree sammelt hierzu wertvolles Material. Gerade in den Südtiroler Dolomiten ist der Steingerstörung durch die Algen eine große Bedeutung beizumessen. Denn als erste Besiedelung nackter Felsen treten nicht nur Flechten auf, wie die Wissenschaft bislang allgemein annahm, sondern auch Algengemeinschaften; haben diese sich einmal eingenistet, so arbeiten später organische und anorganisch-atmosphärische Zerstörung zusammen. Was natürlich eine weit intensivere Perforation und Vermürbung der Felsen zur Folge haben muß, als wenn einer dieser Faktoren allein seine Minier- und Sprengarbeit verrichtet. Worauf beruht nun diese eigentümliche Zerstörungskraft der sonst so harmlosen und als einzelne mikroskopische Punkte unächtigen Pflänzchen in milliarden großer Anhäufung? Professor Diels weist auf die hohe Quellsfähigkeit der gallertartigen Hüllen der Algen hin, die je nach dem Befruchtungszustand ein sehr verschiedenes Volumen einnehmen; sie wirken jedenfalls bei der chemischen Lösung des Kalkgesteins mit, vielleicht durch die Ausscheidung von Kohlensäure oder anderer Säuren. Die Algen dringen ziemlich tief in das Gestein ein, so daß ein Teil nachher "endolithisch" (vom griechischen endo — innerhalb und lithos — der Fels, gebildeter naturwissenschaftlicher Fachausdruck) vegetiert. So verrichten die Pflänzchen eine richtige Sappeur- und Minierarbeit, die in Verbindung mit der atmosphärischen Verwitterung in geologischen Zeiträumen ganze Gebirgslandschaften zerklüftet und schließlich auch die Kriegsführung des "Herrn der Schöpfung" des Menschen, beeinflusst. So darf man mit wissenschaftlicher Berechtigung sagen, daß die Italiener sich nicht nur mit den Österreichern herumzuschlagen müssen, sondern auch mit den — Algen. Aber es bleibt billig zu bezweifeln, ob General Cadorna und sein Stab von diesen kleinsten Feinden eine Abmahnung haben. . .

Eine englische Schilderung der Isonzofront. Die folgende, die Stärke der österreichischen Stellungen anerkennende Schilderung aus dem Isonzogegebiet schickt der nach Italien enttandene Sonderberichterstatter der "Times" seinem Blatt: "Eine weite, ziemlich flache Ebene mit Feldern und Bäumen, von kleinen Dörfern unterbrochen und von unzähligen Straßen durchschnitten; zur Linken eine gedrängte Hügelreihe, die von Süden nach Norden verläuft; vor uns ein ansteigendes Plateau, in halber Länge von einem Vergzug gesäumt; über dem Ganzen eine Atmosphäre von Staub, Nebel und Kriegsdunst, durch die der kupferfarbene Sonnenball leuchtet. Wenn man einen kleinen Hügel in der Ebene erklimmt, hat man den unbeschränkten Ausblick über den vor dem Blick aufgerollten unteren Teil der Isonzofront. Die kleinen Dörfer sind durch das Granatenfeuer der Österreicher zerstört. Auf den staubbedeckten Straßen rollen hochbeladene Fuhrwerke zur Feuerlinie, andere Lehren leer zurück, um neue Munition und Lebensmittel zu holen. Dort kriecht eine ganz klein erscheinende Kolonne Infanterie, die nach einem einwöchigen Aufenthalt in den Schützengräben im Carsogebiet zu kurzer Rast zurückkehrt. Die Höhe von Podgora, die einst dicht bewaldet war, bietet sich jetzt in einer durch spärliche Baumgruppen unterbrochenen Kahlheit dar. Sie wurde von allen Seiten beschossen. Zuerst haben die Italiener sie mit einem Regen von Geschossen überschüttet, um den Infanteriesturm vorzubereiten. Dann aber, als die Infanterie sich in Bewegung setzte, begegnete sie einem entsetzlichen Feuer des Feindes. Es war ein Zentralfeuer, das trommelnd von allen Seiten prasselte, und die Kolonnen mußten wieder zurückweichen. Heute ist der Tag verhältnismäßig ruhig. Von dem Carsoplateau tönt nur schwaches Feuer, und der San-Michele-Berg speit kleine Wölkchen. Von Zeit zu Zeit schwillt das Artilleriefeuer plötzlich stärker an, und die dunklen Umrisse der Landschaft beginnen zu rauchen. Plötzlich heulen die schweren Geschütze laut auf.

Ein österreichischer Monoplan fliegt in großer Höhe westwärts, fast jeden Tag steigen österreichische Aeroplane auf, und die österreichischen Flieger zeigen sich sehr mutig und geschickt. Die Stellungen hier können nur einzeln angegriffen werden, eine nach der anderen. Darum geht es auch so furchtbar langsam vorwärts. Das Terrain ist außerordentlich schwierig, und die Österreicher haben ungeheuer starke Defensivstellungen vorbereitet. Das ganze weite Gebiet ist ein gewaltiges Netzwerk ausgebauter Stellungen. . . (Kz.)

Ein Engländer über die modernen Londoner Frauen. Die neuen Steuern, die sämtliche Luxus- und Haushaltungsgegenstände in Großbritannien außerordentlich im Preise steigern, sowie das unpatriotische, verschwundensüchtige Benehmen der meisten Londoner Frauen veranlassen einen Engländer zu folgender in der "Daily Mail" abgedruckten temperamentvollen Auslassung: "Die außerordentliche Teuerung des Juckers, die unsere Frauen als Vorwand für die phantastischsten Haushaltungsgeldforderungen dient, könnte durch größere Sparbarkeit im Verbrauch von Kalao und Schokolade vermindert werden. Aber nichts ist meiner Meinung nach schändlicher als die lächerliche Weise, in der die modernen Londoner Frauen der Mittellassen sich ihrer Schokoladenliebe hingeben. Ununterbrochen trinken oder kauen sie Schokolade, und es ist nachgerade ein verderbliches Laster geworden. Tausende englischer Frauen scheinen keinen höheren Begriff von Pflicht und Vergnügen zu haben, als mit schokoladengefülltem Mund und starren Augen in irgend einem Kino einen blödsinnig-sentimentalen Film zu bewundern. Dann, wenn das letzte Filmbild verflimmert und das letzte Schokoladenbonbon verschluckt ist, gehen sie nach Hause und verlangen von den Männern mehr Haushaltungsgeld. Das ist nicht der Geist, mit dem Kriege gewonnen werden."

Auf einem Transportdampfer vor Gallipoli. Der Lardanellen-Berichterstatter des "Daily Chronicle", Ashmead Bartlett, schildert seine Fahrt auf einem englischen Transportdampfer und die Ankunft des Schiffes an dem Landungsplatz der englischen Expeditionstruppen: "Eines Abends kam ich an Bord des Atlantik-Dampfers "Minneapolis", der nachts mit Truppen nach der Suola-Wai abfahren sollte. Die "Minneapolis" ist ein sehr eleganter und losbar eingerichteter Ozeandampfer, der jetzt als Transportschiff dienen muß. Es war 9 Uhr abends. Die Nacht war stockdunkel, kein noch so schwacher Lichtschein war in dem Abfahrtschiff zu erblicken. In der Dunkelheit mußte ich tastend eine schmale schwankende Bordleiter emporklettern. Endlich hatte ich das Deck erreicht, das von Soldaten der verschiedensten Waffengattungen dicht besetzt war. Bald saßen wir in einer der Ersten-Klasse-Passagierkabinen, und es war ein seltsames Gefühl, in dieser eleganten, in nichts an den Krieg erinnernden Umgebung ins Kampfgebiet zu reisen. Um 5 Uhr morgens wurde ich durch das dumpfe Gebrüll schwerer Geschütze aus dem Schlafe geschreckt, und als ich meine Gedanken gesammelt hatte, begriff ich, daß wir angelangt sein mußten. Hastig eilte ich an Deck, wo ich einer Schar von Offizieren begegnete, die in der Dunkelheit nach dem Land blickten, das allmählich in der Dämmerung Gestalt anzunehmen begann. Wir lagen ein gutes Stück vom Strand entfernt, doch als die Sonne aufging, konnten wir alles sehen, was auf Gallipoli vor sich ging. Von einem Fenster des Schiffsalons, der im Frieden wohl ein reiches und fröhliches Publikum beherbergt haben mochte, blickte ich auf das Gebiet der heißen Kämpfe. Im Gewässer vor uns fuhren sechs Kriegsschiffe langsam davon; die waren sämtlich durch Batteriefeuer beschädigt. Die Infanterie lag auf dem vordersten Strandstück unter einem tödlichen Hagel türkischer Schrapnells. Explosionen ließen die Luft erzittern, und allenthalben stiegen helle Rauchwolken auf, dazwischen hier und da ein dichter Rauchballen. Es waren Landminen, die die Türken verborgen angelegt haben. Die Granaten schnitten mit Surren und Pfeifen durch die bewegte Luft. Ein türkischer Flieger bombardierte die Schleppboote und Barkassen. Wir erblickten auch unsere Gruppen von Verwundeten, die aus den von dem Gegner besonders heftig beschossenen Strandstücken zurückkamen. Manche vermochten zu gehen, andere wurden auf Tragbahnen transportiert. Ein seltsamer Krieg, der einem aus dem Fenster eines vornehmen Schiffsalons einen solchen Ausblick gewährt."